



smd transparent

Neues aus Schüler-SMD, Hochschul-SMD und Akademiker-SMD

Nr. 02_Juni 2016

Fremde Heimat

„Die Flüchtlingssituation fordert heraus – Deutsche genauso wie Migranten“

Während diese Zeilen entstehen, werden die ersten Flüchtlinge in Idomeni von Regierungskräften weggebracht – das Lager wird ab heute geräumt. Dort campierten in den letzten Monaten bis zu 10.000 Menschen in einfachsten Verhältnissen. Es entstand ein Bordell, Eltern schickten ihre Kinder auf den Strich. Ein Slum mitten in Europa. Nahaufnahmen dieses Elends lassen einen sprachlos werden. So haben sich die Flüchtlinge ihre neue Heimat ganz sicher nicht vorgestellt. Heimat? Das ist der Ort, wo man zu Hause ist. Es geht um die Beziehung zwischen Menschen und Raum. „Fremde Heimat“ haben wir diese Transparent-Ausgabe überschrieben, weil Deutschland für die mehr als eine Million Flüchtlinge ein fremdes Land ist. Für viele soll es neue Heimat werden. Zugleich verändern die Menschen, die zu uns kommen, unser Land wie es bisher war. Manche sehen darin eine Bereicherung, andere eine Bedrohung. Wie gehen wir als Gesell-

„Zum Thema:

Eine Analyse der Flüchtlingssituation in Deutschland. Von Hermann Sautter **_3**

Dem Fremden begegnen. Von Stefan Henger **_6**

Praxisbeispiele zur Flüchtlingshilfe **_8**

Flüchtlinge an der Schule **_15**

„Außerdem:

Erste Reaktionen zur Aktion „Raum schenken“ **_11**

Zwischenruf des Schatzmeisters **_12**

Gott liebt Berlin! **_16**

Neue Publikationen der SMD **_21**

schaft mit dieser Situation um? Was haben wir als Christen dazu beizutragen? Fragen dieser Art beschäftigten schon vor zwei Jahren unsere SMD-Fachgruppe Wirtschaft und Gesellschaft. Im November letzten Jahres gab es dazu eine große Fachtagung in Mainz. Die Beiträge in diesem Heft resultieren teilweise aus dieser Tagung. In einer pointierten Analyse zeigt der Wirtschaftswissenschaftler und ehemalige SMD-Vorsitzende Hermann Sautter die Spannung des deutschen Sonderweges in der Flüchtlingsfrage zwischen humanitären Pflichten und politischen Möglichkeiten auf (Seite 3). Unser Autor Stefan Henger koordiniert die Flüchtlingshilfe von DMG interpersonal und schreibt in seiner Betrachtung ab Seite 6 wie wir Fremden begegnen können und was uns die Bibel dazu mit auf den Weg gibt. Landauf, landab sind SMDler in der Flüchtlingshilfe engagiert. Einige Praxisbeispiele haben wir in unser Heft aufgenommen (Seiten 10–11, 15 und 19). Wir leben in intensiven Zeiten – und wünschen Ihnen mit diesem Heft intensive Lesestunden.

Bitte beachten Sie auch die vier Sonderseiten zu unserer Aktion „Raum schenken – gemeinsam weiter wachsen“. Mit der Transparent-Sonderausgabe im März ist ein Startschuss gegeben worden für die Zukunft der SMD. Danke, wenn Sie sich daran beteiligen. Übrigens: Als Christen liegt unsere Heimat im Himmel. Denn es ist uns gesagt: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Heb.13,14)! ■

Christian Enders, Redaktion

In der Klemme!

Zwischen humanitären Pflichten und politischen Möglichkeiten

„Zur Flüchtlingssituation in Deutschland – Von Hermann Sautter

Am 5. September 2015 nahm Deutschland 7.000 Flüchtlinge auf, die in Ungarn gestrandet waren. Diese Entscheidung hatte weitreichende Folgen. Den einen gilt sie als ein Sieg der Humanität, den anderen als ein schwerwiegender politischer Fehler. Damit wird das Dilemma abgesteckt, das nicht nur die deutsche Flüchtlingspolitik kennzeichnet: Sie ist einerseits ethischen Werten und völkerrechtlichen Normen verpflichtet, und sie muss andererseits darauf achten, dass die Aufnahmefähigkeit eines Landes für Flüchtlinge nicht überstrapaziert wird. Die relevante Frage lautet daher: Was gebieten Recht und Moral, und was ist politisch machbar und geboten? Anders formuliert: Wieviel Humanität ist möglich, und wieviel Realpolitik ist nötig?

Die deutsche Bundeskanzlerin war (und ist offenbar immer noch) davon überzeugt, dass mehr Humanität möglich ist, als die realpolitischen Skeptiker glauben. Sie hat Deutschland auf einen Sonderweg geführt, der weltweit mit Staunen und Bewunderung, aber auch mit Spott und Verachtung quittiert wird. Im Folgenden sollen zunächst die hellen Seiten dieses Sonderwegs, in einem zweiten Schritt seine Probleme zur Sprache kommen. In einem dritten Gedankengang geht es um die Frage: Wie kann Verantwortung im Dilemma der Flüchtlingspolitik aussehen?

Die Humanität des deutschen Sonderweges

Der Bürgerkrieg in Syrien hat etwa zwölf Millionen Menschen in die Flucht getrieben. Vier bis fünf Millionen sind in den Nachbarländern untergekommen: Jordanien, Libanon, Türkei, Irak und Ägypten. Im Libanon kommt mittlerweile ein Flüchtling auf

vier Einheimische. In Jordanien ist es einer von zehn, in der Türkei einer von 40. Die Lebensbedingungen in den Zeltstädten und Bauruinen dieser Länder sind zum Teil katastrophal. Viele der Schutzsuchenden leben von den Lebensmittellieferungen des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen. Wegen Geldmangel wurden diese Rationen im Herbst letzten Jahres halbiert. Eine offizielle Arbeitserlaubnis haben die wenigsten, und wer illegal arbeitet, wird nur minimal entlohnt. Die Kinder können keine Schule besuchen, die ärztliche Versorgung ist völlig unzureichend.

Nachdem dieses Heer von Zeltbewohnern die Hoffnung aufgegeben hat, in absehbarer Zeit wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können, haben sich viele auf den Weg nach Europa gemacht. Sie sind nicht die Einzigen, die das versuchen. Aus dem Irak, aus Afghanistan, Pakistan und einer Reihe afrikanischer Länder fliehen Menschen vor Gewalt, Hunger und Elend – und ihr Ziel ist Europa. Mit einer „Völkerwanderung“ dieser Art hatte Europa seit den 1940er Jahren nicht mehr zu tun.

Die meisten europäischen Länder antworten darauf mit einer Politik der Abschottung. Man baut Zäune und Mauern, schließt Grenzübergänge und lässt alle Schutzsuchende spüren, dass sie unerwünscht sind. Nicht so Deutschland – und bis vor kurzem – Schweden und Österreich. Die deutsche Politik und die Mehrheit der Deutschen haben den Flüchtlingen signalisiert, dass sie willkommen sind. Das ist, gemessen an der weltweiten Abschottungspolitik reicher Länder, ein unerhörter Vorgang. Mit Recht wird er vielfach als ein Wunder der Mitmenschlichkeit wahrgenommen. Ban Ki Moon, Generalsekretär der Vereinten Nationen, nannte Angela Merkel „eine wahre moralische Stimme – nicht nur in Europa, sondern in der Welt insgesamt“. Der kanadische Migrationsminister sprach voll Bewunderung von der deutschen „Willkommenskultur“ und meinte, wir – die Deutschen – hätten damit mehr geleistet, als Kanada mit seiner sprichwörtlichen Weltoffenheit. Ruth Klüger, eine Überlebende von Auschwitz, sagte anlässlich des Auschwitz-Gedenktages am 27. Januar dieses Jahres im Deutschen Bundestag, Deutschland habe den Beifall der Welt gewonnen, „dank seiner geöffneten Grenzen und der Großherzigkeit, mit der (wir) die Flut von syrischen und anderen Flüchtlingen aufgenommen haben und noch aufnehmen“. Das sind Stimmen, die wir nicht überhören sollten im Getöse einer sarkastischen Kritik an der Flüchtlingspolitik unserer Bundeskanzlerin.



© Vladimir / Shutterstock.com

Mit ungläubigem Staunen und mit einem wachsenden Befremden hat man gefragt, was sie wohl zu dieser Politik getrieben hat. Es ist wohl nicht falsch, wenn man eine Erklärung darin sieht, dass Angela Merkel in einem Pfarrhaus aufgewachsen ist, in dem die Hilfe für Behinderte eine tägliche Erfahrung war. Wie dem auch sei: Der von ihr verfolgte Kurs ist ein seltenes Beispiel dafür, wie christliche Überzeugungen umgesetzt werden in praktizierte Politik. „*Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich beherbergt*“, spricht Christus, der Weltenrichter, am Ende der Tage (Matth. 25,35). Die Echtheit des christlichen Glaubens ist auch daran zu messen, ob er umgesetzt wird in eine praktizierte Willkommenskultur und Willkommenspolitik für Flüchtlinge.

Noch ein anderer Gedanke ist in diesem Zusammenhang erwähnenswert. Wer als Jesus-Nachfolger nicht „*von dieser Welt ist*“ – auch wenn er „*in*“ ihr lebt (Joh. 17, 16 f.) –, sieht in der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk keinen letztgültigen Wert, den er um jeden Preis zu verteidigen hätte. Es ist wahr: Wir leben in Deutschland, wir verdanken diesem Land sehr viel, und wir sind für die Geschichte unseres Landes mitverantwortlich. Deutschland ist aber nicht unsere endgültige Heimat; eine „*bleibende Stadt haben wir hier nicht*“ (Hebr. 13,14). Die Verantwortung für unser Land ist eingebunden in eine weiterreichende Verantwortung für Menschen, welchem Volk und welcher Kultur auch immer sie angehören. Wir werden deshalb die Aufrufe zur „Bewahrung der deutschen Identität“ nicht so leidenschaftlich befolgen können, wie dies in manchen politischen Strömungen propagiert wird. Bei aller Loyalität für unser Land – wir sind hier nicht verwurzelt. Wahrhaftes Christ-Sein führt immer zur Weltoffenheit.

Dazu gehört die Bereitschaft zur Mission. Christen haben der Welt eine Heilsbotschaft zu bringen. Mit den Flüchtlingen kommt „die Welt“ zu uns. „Weltmission“ wird damit zu einem Auftrag, der sich innerhalb unserer eigenen Landesgrenzen stellt. Es versteht sich von selbst, dass dies mit einem großen Einfühlungsvermögen und mit großer Zurückhaltung erfolgen muss. Die Not eines anderen darf nie dazu führen, dass seine Entscheidung für Jesus Christus mit irgendwelchen Hilfsangeboten „gekauft“ wird. Allein schon die pedantische Prüfung unserer Asylbehörden im Blick auf die Echtheit einer Glaubensentscheidung schiebt dem Anwerben von Proselyten einen Riegel vor. Umso mehr können wir uns freuen über die wachsende Zahl von Flüchtlingen, die sich nach einem ausführlichen Glaubensunterricht taufen lassen. Das ist ein Nebeneffekt der „Willkommenskultur“, der vielen Gemeinden ganz neue Impulse verleiht.

Sowohl aus einer humanitären Perspektive, als auch aus einer dezidiert christlichen Sichtweise, verdient also der deutsche Sonderweg in der Flüchtlingspolitik unsere Anerkennung. Dennoch ist das nicht die einzige Perspektive, die für uns zählt, die wir „in“ dieser Welt leben.

Realpolitische Bedenken

Wenn man die Hilfe überstrapaziert und der Helfer selbst hilfsbedürftig wird, dann ist niemandem geholfen. Deshalb ist es nicht nur ein Gebot der Vernunft, sondern auch der Moral, die eigene Hilfsbereitschaft nicht übermäßig zu strapazieren. Das gilt für den Einzelnen, und erst recht für einen Staat. Er muss handlungsfähig bleiben, er darf die Kontrolle über seine Grenzen nicht verlieren, er muss für Recht und Ordnung sorgen können. Andernfalls verliert er die Fähigkeit, den Flüchtlingen das zu bieten, was sie suchen: Schutz vor Gewalt und Willkür sowie eine menschenwürdige Lebensperspektive.

Wird die humanitäre Hilfsbereitschaft unseres Landes durch den Flüchtlingsstrom überstrapaziert, und muss er deshalb begrenzt werden? Die Frage ist schwer zu beantworten. Man muss dabei differenzieren zwischen einem vorübergehenden Schutz für Bürgerkriegsflüchtlinge, einem dauerhaften Bleiberecht für anerkannte Asylsuchende, der Eingliederung von Flüchtlingen in den Arbeitsprozess, und ihrer Integration in die Gesellschaft. Ginge es nur um die zeitlich begrenzte Aufnahme von Bürgerkriegsflüchtlingen, so wäre unsere Kapazität sicher noch nicht erschöpft. Doch niemand weiß, wann Syrien wieder zur Ruhe findet und seinen geflohenen Bürgern eine Lebensperspektive bieten kann. Selbst wenn das in absehbarer Zeit der Fall sein sollte, werden viele von ihnen bei uns bleiben wollen. Nichts anderes wollen die Menschen, die aus dem Irak, aus Pakistan, Afghanistan, Eritrea und vielen anderen Ländern zu uns geflohen sind. Es geht also um die Frage, wem wir ein dauerhaftes Bleiberecht verschaffen können und wie diese Menschen in den Arbeitsprozess und ganz allgemein in die Gesellschaft integriert werden können.

Eines ist jedenfalls sicher: Deutschland kann nicht jedes Jahr eine Million Menschen aufnehmen und „integrieren“. Was wir im letzten Jahr erlebt haben, darf sich nicht ständig wiederholen. Andernfalls käme es zu einem anschwellenden Heer von Arbeitslosen, wären unsere Schulen völlig überfordert, würden islamisch geprägte Ghettos überall im Land entstehen, nähmen fremdenfeindliche Gewalttaten zu, würden viele politische Prozesse aus dem Ruder laufen usw. Das sind keine fiktiven Horror-Szenarien, sondern Entwicklungen, die bei einem unbegrenzten Zustrom von Flüchtlingen mit hoher Wahrscheinlichkeit eintreten würden. Manche sagen, diese Entwicklungen zeichnen sich bereits heute ab.

Deutschland steht deshalb vor der schwierigen Aufgabe, seine Aufnahmebereitschaft zu begrenzen. Das ist im eigenen Interesse notwendig, aber auch deshalb, weil andernfalls die Integration der bereits unter uns lebenden Flüchtlinge und der aus zwingenden Gründen noch aufzunehmenden Flüchtlinge nicht gelingen kann. Eine unbegrenzte Aufnahmebereit-

schaft würde zu schwerwiegenden inneren Verwerfungen führen, die nicht zu verantworten sind. Verantwortungslos wäre aber auch in unzähligen Fällen eine Zurückweisung von Flüchtlingen. Damit würden wir Menschen, denen wir helfen könnten, der Willkür, der Gewalt und dem Elend überlassen. In einem solchen Dilemma gibt es keine einfachen Antworten und keine sauberen Lösungen. Nahezu jede Handlung, die in einer solchen Situation unternommen wird, ist ethisch gesehen fragwürdig.

Verantwortung im ethischen Dilemma der Flüchtlingspolitik

Jedes Dilemma ist unbequem. Man will ihm entfliehen indem man leugnet, dass es existiert. Das ist auch in der Flüchtlingspolitik zu beobachten. Der eine „Fluchtweg“ besteht darin, dass unsere völkerrechtliche Schutzverantwortung und das vom Grundgesetz garantierte Asylrecht so lange kleingedredet werden, dass kaum mehr etwas davon übrig bleibt. Was zählt, ist dann nur noch die Verantwortung zum Schutz des eigenen Landes. Statt von „Flüchtlingen“ wird von „Eindringlingen“ geredet, vor denen wir uns durch Zäune und Mauern schützen müssten. Die Menschenmassen, die sich in diesem Fall vor unseren Grenzen stauen würden, liefern zwar mitteleiderregende Bilder. Doch es wären nur Bilder, keine hautnahen Berührungen mit verzweifelten Menschen. Das Dilemma wäre „gelöst“. Es gäbe im Wesentlichen nur eine moralische Pflicht: das eigene Land vor „Eindringlingen“ zu bewahren.

Der andere „Fluchtweg“ besteht darin, dass jede Begrenzung der Verantwortung abgelehnt wird, zu der uns das Grundgesetz und das Völkerrecht verpflichten. Was zählt, ist dann nur noch der Schutz für Flüchtlinge. Wer ihn begrenzen will, wird diffamiert, gilt als „Rassist“ und als rechtsra-

dikaler Finsterling. Alle Bedenken gegen eine unbegrenzte Zuwanderung werden relativiert und als Ausdruck eines engstirnigen Nationalismus verstanden. Auch in diesem Fall gäbe es kein Dilemma, sondern nur noch eine Pflicht: den Schutzsuchenden zu helfen.

Keiner dieser Wege ist verantwortbar. Eine verantwortliche Haltung kann nur darin bestehen, dass man sich dem Dilemma stellt. Das bedeutet zunächst: Diejenigen nicht diffamieren, die sich für eine Begrenzung unserer Aufnahmebereitschaft aussprechen, und diejenigen nicht als weltfremde Träumer verspotten, die jede solche Begrenzung ablehnen. Die einen wie die anderen haben gute ethische Gründe auf ihrer Seite. Hat man das einmal anerkannt, dann müsste ein unaufgeregter und sachbezogener Klärungsprozess möglich sein – und das ist in der gegenwärtigen Situation, in der gegenseitige Unterstellungen, Beleidigungen und Anklagen überwiegen, dringend geboten.

Verantwortlich handeln, das bedeutet des Weiteren, den Zustrom von Flüchtlingen mit Maßnahmen zu verringern, die die unvermeidbaren moralischen Bedenken gegen solche Maßnahmen so weit wie möglich in Grenzen halten. Man wird der Bundesregierung nicht absprechen können, dass sie daran mit großer Energie arbeitet. Sie war die treibende Kraft beim Zustandekommen eines internationalen Hilfsprogramms für die Anrainerstaaten Syriens. Es soll die Lebensbedingungen in den dortigen Flüchtlingslagern verbessern und dadurch den Fluchtursachen entgegenwirken. Dem Einsatz der Bundeskanzlerin ist es auch zu verdanken, dass ein Abkommen zwischen der EU und der Türkei zustande kam, mit dem die illegale Zuwanderung von Flüchtlingen unterbunden werden soll, und dafür die Möglichkeit einer gesteuerten, legalen Zuwanderung geschaffen wird. Die Grenzen zwischen den europäischen Staaten könnten bei diesem Plan offen gehalten bzw. wieder geöffnet werden.

Es liegt auf der Hand, dass dieses Abkommen zahlreiche Angriffsflächen für eine moralische Kritik bietet. Eine menschenwürdige Behandlung der in die Türkei zurückgeschickten und dort zurückgehaltenen Flüchtlinge ist nicht gewährleistet; eine angemessene Verteilung der legal zugewanderten Flüchtlinge auf die einzelnen EU-Staaten ist nicht gesichert; die Kriterien für die Auswahl von Personen, denen eine legale Zuwanderung ermöglicht werden soll, sind nicht geklärt; wie die zu befürchtenden neuen, illegalen Fluchtwege kontrolliert werden sollen, weiß niemand usw. Nach einem bekannten Wort ist Politik das „Bohren dicker Bretter“. Hier wurde in ein sehr „dickes Brett“ gebohrt. Niemand kann damit ganz zufrieden sein. Aber es ist immerhin ein Versuch, im Dilemma der Flüchtlingspolitik einen verantwortbaren Weg zu finden. Möglicherweise gibt es andere Wege. Der Verfasser dieser Zeilen sieht sich außerstande, eine verantwortbare Alternative aufzuzeigen. Um es zu wiederholen: Eine Politik, die jeder moralischen Kritik enthoben wäre, gibt es hier nicht. Es kann nur darum gehen, den Weg des geringsten Übels zu wählen.

Was bedeutet das für Christen und ihre Gemeinden? Zunächst einmal, dass wir uns bei politischen Stellungnahmen mäßigen sollten. An einem „Merkel-Bashing“ brauchen wir uns nicht zu beteiligen. Vielmehr sollten wir dafür beten, dass die politischen Verantwortlichen nicht die Geduld verlieren, dass sie ihre ganze Kraft für verantwortbare Lösungen einsetzen, und dass Gott ihnen dazu eine Weisheit schenkt, die über das realpolitische Kalkül hinausreicht. Und wir sollten den Flüchtlingen unter uns in Wort und Tat beistehen. „Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich beherbergt“ spricht Christus (Matth. 25, 35). Er begegnet uns tausendfach in den Flüchtlingen, die zu uns gekommen sind und noch kommen werden. ■

Prof. em. Dr. Hermann Sautter, Göttingen, ist Volkswirt und Mitarbeiter der SMD-Fachgruppe Wirtschaft und Gesellschaft. Von 2003–2012 war er Vorsitzender der SMD.



Dem Fremden begegnen

„Biblische Aspekte, theologische Hintergründe und praktische Auswirkungen zum Umgang mit (dem) Fremden – Eine Betrachtung von Stefan Henger



© Zanjica / Shutterstock.com

Mehr als eine Million Menschen suchten im letzten Jahr Zuflucht in unserem Land. Menschen aus anderen Ländern, aus uns fremden Kulturen. Wie sieht unser Umgang mit fremden Menschen, oder dem Fremden an sich, eigentlich aus? Und was können wir aus der Bibel für die aktuelle Flüchtlingssituation in Deutschland lernen? Unser Autor Stefan Henger ist neuer Personalleiter der DMG für Migrantenhilfe in Deutschland und hat sich mit diesen Fragen beschäftigt:

Das Fremde um uns hat sich längst schon etabliert und wird oft nicht mehr als fremd empfunden. Wir essen Döner, freuen uns an exotischen Früchten und verfolgen olympischen Sport. In der Fußgängerzone sehen wir uns von fremden Menschen und Sprachen umgeben. In den Universitäten treffen wir auf Ali aus Saudi Arabien und Fatima aus dem Iran. Manche Schulklasse hat mehr Schüler mit Migrationshintergrund als deutschstämmige Schüler. Die Syrer Umar und Ahmed wohnen im Flüchtlingsheim zusammen mit Boubakar aus Westafrika. Was hat sie zu uns geführt?

Die Hintergründe für Migration sind vielfältig und kaum lenkbar. Menschen fliehen zum Beispiel vor Krieg. Das passiert nicht nur heute in Syrien, es passierte auch immer wieder in der Geschichte – besonders nach den großen Weltkriegen, aber auch nach dem Balkankonflikt Ende des zurückliegenden Jahrhunderts. Es gibt auch Menschen, die auswandern, weil sie schlichtweg auf eine bessere Zukunftschance im Ausland setzen. Amerikas Bewohner stammen hauptsächlich aus Migranten aus Europa und Asien. Ja, es gibt kaum ein Volk, das nicht von Migration beeinflusst und verändert wurde. Migration gab es schon immer. Dagegen können wir nicht viel tun. Das war auch schon zu biblischen Zeiten der Fall.

Biblische Migranten

Die ersten Migranten sind Adam und Eva. Sie wurden aus dem Paradies vertrieben, weil sie gegen Gottes Gebot verstoßen hatten. Als Folge ihrer Schuld mussten

sie außerhalb des Paradiesgartens leben. Abraham verließ seine Heimat aufgrund von Gottes Verheißung. Die Patriarchen waren Nomaden und zogen in fremde Gegenden, um ihr Vieh versorgen zu können. Es ging um das Überleben. Joseph wurde verkauft und versklavt. Ägypten wurde ihm dabei nie zur Heimat, obwohl er alles einsetzte, um seinem König und Land zu dienen. Mose leitete das Volk Israel schließlich zurück nach Kanaan, in das verheißene Land. Endlich hatte Israel eine Heimat. Fremde Menschen kamen in das Land und wurden aufgenommen. Manch ein heidnisches Nachbarland beeinflusste die Religion und Geschichte Israels. Immer wieder führten Propheten und Könige das Volk zum wahren Glauben zurück.

In dieser Zeit lesen wir über Wirtschaftsflüchtlinge wie Naomi und Ruth. Durch Kriege flohen Menschen aus ihren Orten. Schließlich wurde ein Großteil des Volkes Israel ins Exil geführt. Als Gefangene mussten sie ihr Leben wieder neu gestalten. Daniel und Esther sind Beispiele dafür, wie das zum Wohl der Gesellschaft geschehen kann. Als dann ein Teil von Israel wieder zurück in ihr Land kam, waren es Exilanten wie Esra und Nehemia, die dem Neuanfang wieder Struktur gaben. Die Bibel ist voll von Migrationsgeschichten. Auch im Neuen Testament lesen wir, wie Maria und Josef mit dem Jesus-Kind um ihr Leben bangten und nach Ägypten flohen. Die ersten Christen mussten vor religiösen und wirtschaftlichen Führern fliehen, um ihr Leben zu retten. Diese Geschichten haben auch theologische Bedeutung.

Als Jünger Jesu befinden wir uns hier auf der Erde nicht in unserer Heimat. Wir sind Bürger eines anderen Reiches. Dieses Reich wird von Gott beherrscht und ist nicht geographisch an ein Land gebunden. Vor Gott sind alle Menschen gleich. Rasse, Geschlecht oder Status sind kein Mittel zur Identität in diesem Reich. Gott wurde Mensch in Jesus Christus. Dadurch kam ein Fremder in unsere Welt, um uns von der zukünftigen Welt zu berichten und uns dahin einzuladen. Dort wird es eine neue Identität in Christus geben. Niemand wird mehr fremd sein. Aus allen Nationen, Volksgruppen und Sprachen werden Menschen vor Gottes Thron kommen und ihn anbeten. Auch wenn heute Fremdes oder fremde Menschen zu uns kommen, gilt es, dass wir in Gott einen Beistand und Helfer haben. Wir brauchen also keine Angst zu haben. Im Gegenteil – Gott will ja gerade, dass wir den Fremden begegnen, um sie zu ihm einzuladen.



Fremden begegnen

Unser Umgang mit den Fremden um uns will gelernt sein. Da gibt es schnell Missverständnisse. Andere Kulturen haben andere Sitten. Mit welcher Hand kann man was tun? Darf sich ein Mann einfach neben eine Frau setzen? Wie kommt es bei der Mutter an, wenn jemand ihr Baby bestaunt? Diese Verhaltensmuster werden in Kulturführern inzwischen gut erklärt. Aber wie sieht unsere innere Haltung aus? Nicht jeder ist dem Fremden gegenüber positiv eingestellt. Wer will denn schon immer neu dazu lernen müssen, oder sich vielleicht sogar in seinem Verhalten auf andere einstellen? Dem Volk Israel wurden Gebote gegeben, die ihm zum Leben helfen sollten. Dabei wurden die sozial Schwachen, wie Witwen, Waisen und auch Fremde besonders geschützt. Sie sollten ebenso behandelt werden, wie die Israeliten selbst. Das betraf sowohl ihre Verantwortung den Geboten gegenüber, als auch ihre nötige Versorgung und Hilfestellung. Keiner durfte sich an dem fremden Nachbarn vergreifen oder ihn übervorteilen. Es galt ihm oder ihr die Gastfreundschaft und Hilfe genauso, wie eigenen Verwandten.

Doch die Bibel hat auch eine klare Haltung zum Fremden an sich. Da, wo sich Fremdes in unseren Glauben und unsere Beziehung zu Gott einzuschleichen versucht, wird es abgelehnt. Es darf sich niemals etwas zwischen Gott und die Israeliten stellen. Mit höchster Wachsamkeit wird darauf geachtet, dass weder eine falsche Anbetung (Form) noch eine falsche Gottesvorstellung (Inhalt) angenommen wird. Es gibt eben nur den einen Gott auf den Israel hören soll und der sich von allen anderen Gottesvorstellungen abhebt. Er ist der Gott, der die Welt erschaffen hat und der einen Bund mit seinen Kindern eingegangen ist. Er hat einen Namen, offenbart sich und greift aktiv in die Geschichte ein. Dieser Gott ist der alleinige Maßstab.

Jesus hat seinen Jüngern Wahrheit und Liebe vorgelebt. Sie sollen einander lieben wie Jesus sie liebte. Diese Liebe ist ansteckend und dient als Zeugnis in der Welt. Gerade da, wo Menschen aus unterschiedlichen Hintergründen und Kulturen kommen, sind oft die Spannungen und Missverständnisse am größten – auch in unseren Gemeinden und christlichen

Kreisen. Es braucht Gottes Wirken und seine Liebe, damit Gemeinschaft gelingen kann. Alleine schaffen wir das nicht. Mit der richtigen Einstellung aber können wir einander helfen, damit Gottes Reich gebaut wird. Keine Frage, im interkulturellen Miteinander sind Missverständnisse und Probleme vorprogrammiert! Deshalb ist gute Kommunikation wichtig, es kann und sollte über alles geredet werden – notfalls eben ein zweites oder drittes Mal. Dabei bedarf es unserer aktiven Annahme des Anderen, des Fremden. Beim ersten Pfingsten wurde dies besonders deutlich, als Gott-Suchende aus allen Ländern versammelt waren und Gottes Geist erlebten. Es entstand die erste Gemeinde von dreitausend Gliedern, deren Merkmale Lehre, Gemeinschaft, Brotbrechen, Gebet und Güterteilung waren. Diese multikulturelle Gemeinschaft war attraktiv und Gott segnete dadurch, dass täglich Menschen zum Glauben kamen.

Praktische Auswirkungen

Das Ziel unseres Lebens ist es, Gott zu lieben und unsere Mitmenschen ebenso. Da gehören Mit-Christen und Nicht-Christen, Migranten und Einheimische ebenso dazu, wie Angehörige anderer Religionen oder gar unsere Feinde. Jesus hat uns vorgelebt, was es heißt, bis in die letzte Tiefe zu lieben. Er achtete die Fürsorge für den Fremden höher als sein eigenes Leben. Liebe heißt, dem anderen Gutes tun. Das betrifft ganz praktische Dinge im Leben, wie beim Umzug helfen oder Essen zubereiten, Kleider oder Geld spenden, Botengänge machen und beim Arzt oder vor der Behörde vermitteln. Seelsorgliche Aspekte kommen dazu: sich Zeit nehmen, um dem anderen zuzuhören, oder zum Teil auch schweigend begleiten.

Unsere Mitarbeiter erleben solche Situationen tagtäglich. DMG interpersonal (ehemals: Deutsche Missionsgemeinschaft) hat über zwanzig Mitarbeiter, die Flüchtlingen in Deutschland helfen. Einige der Mitarbeiter haben sich entschlossen, vorerst nicht wieder ins Ausland zu gehen, sondern sich um Migranten zu kümmern. Die Geschichte einer geflohenen Familie möchte ich hier exemplarisch schildern: Walid (Name geändert, Mitte 20) sitzt beim Essen neben mir. Seine Familie hat heute für uns in der Gemeinde gekocht. Das Hähnchen mit Reis und Salat schmeckt hervorragend. Kein Wunder, in Afghanistan hat seine Mutter für die UN als Köchin gearbeitet. Die Taliban forderten sie auf, dies nicht mehr zu tun. Als Walids Vater dagegen Einspruch erhob, wurde er erschossen und die hinterbliebene Familie musste fliehen. Walid, seine drei Geschwister und seine Mutter haben ein Zimmer in einem Flüchtlingsheim gefunden. Christen nahmen sie an, hörten zu und luden sie zu sich ein. Langsam entstehen neue Perspektiven für Walid und seine Geschwister; sie möchten eine Ausbildung beginnen. Für die Freundschaft zu den Gemeindegliedern sind sie sehr dankbar.

Gerade Christen können und sollten in solchen Situationen geistliche Aspekte anwenden: Ein Wort Gottes zur Ermutigung, Vergebung aussprechen, konkret beten, die gute Nachricht von der Liebe Gottes am Kreuz weitergeben, gemeinsam auf Gott hören und mit Zuversicht und Hoffnung Pläne für die Zukunft machen. Wir leben letztendlich, um Gott zu gefallen und ein Segen für andere Menschen zu sein. Unser Besitz und selbst unser Leben sind nur eine Leihgabe Gottes für dieses Leben. Es kommt darauf an, was wir damit machen. Setzen wir es dafür ein, dass Menschen, gerade auch Fremde, Gott persönlich kennenlernen. So entsteht Frucht für die Ewigkeit und wieder neu Hoffnung für den Einzelnen. ■

Stefan Henger, Sinsheim, Personalleiter Deutschland mit Schwerpunkt Migranten bei DMG interpersonal, ca. 20 Jahre im Missionsdienst in Afrika



Tagung: Flüchtlinge unter uns

Vom 3. bis 5. Juli 2016 findet in Schwäbisch Gmünd eine große Tagung zu den Chancen und Herausforderungen der Flüchtlingssituation für Christen statt. Das Motto lautet: „Angeworben! Angenommen? Flüchtlinge unter uns“. Die SMD wirkt als Kooperationspartner mit. Nähere Infos im beigelegten Prospekt.

Zwischen Wundern und Streitigkeiten

Interview mit Martin Schulten über die aktive Flüchtlingshilfe in Warburg



Warburg im Südosten Westfalens ist eine beschauliche Kleinstadt mit rund 23.000 Einwohnern. Für 700 Flüchtlinge ist Warburg zum neuen Zuhause geworden. Die Koordination der Flüchtlingshilfe wird hier nicht von der Kommune verwaltet, sondern liegt in ehrenamtlichen Händen. Der ehemalige SMD-Geschäftsführer und heutige Versicherungsmakler Martin Schulten (kleines Foto links) wurde zum Leiter und Koordinator der praktischen Hilfe der rund 100 Ehrenamtlichen gewählt. Transparent hat mit ihm gesprochen.

„Martin, wie hat die Stadtgesellschaft in Warburg auf die Flüchtlinge reagiert?“

Die Flüchtlinge sind hier relativ schnell willkommen geheißen worden. Eine Flüchtlingsinitiative hat sich bereits im Jahr 2014 gegründet, bevor die Zahl so stark anstieg. Und wir haben sehr früh damit begonnen, Flüchtlinge in Patenschaften mit Bürgern zu begleiten.

„Wie ist der Kontakt von eurer Gemeinde zu den Flüchtlingen entstanden?“

Das begann damit, dass wir für den Weltgebetstag der Frauen 2014 jemanden suchten, der aus Ägypten war und etwas zu der Situation der Christen in Ägypten berichten konnte. Daraufhin haben wir Kontakt zum Flüchtlingsheim aufgenommen und eine ägyptische Frau eingeladen. Wir haben dann angefangen, ihre Familie regelmäßig sonntags zu besuchen, mit ihnen gemeinsam zu beten, zu singen und Bibel zu lesen. Dann kamen immer mehr Flüchtlinge dazu, so dass wir auch öffentlich in dem Heim gesungen haben.

Im November 2014 hat die Diakonie in Warburg eine öffentliche Anfrage gestellt, wer von den Bürgern in der Flüchtlingsarbeit mitarbeiten möchte. Dazu meldeten sich viele Ehrenamtliche aus der ganzen Stadt, die sich gerne einbringen wollten. So ist eine Fahrradwerkstatt entstanden, um die Mobilität der Flüchtlinge zu erhöhen; ein internationales Café; ein reines Frauencafé und ein ganz starkes Engagement im Bereich von privaten Deutschkursen. Außerdem haben wir früh damit begonnen, Patenschaften von Bürgern und Flüchtlingen zu vermitteln. Bei alledem sind immer wieder mal einzelne Christen und Mitglieder unserer Gemeinde involviert. Die Gemeinde selbst bietet die Gottesdienste nun mit Übersetzung an. Und sie hat einen Fahrdienst eingerichtet, um die Leute vom Flüchtlingsheim zum Gottesdienst abzuholen.

„Wo erlebt ihr Gottes Handeln in dieser Situation?“

Aufgrund unserer Präsenz im Flüchtlingsheim, also gemeinsames Singen und Bibellesen, ist ein Flüchtling auf mich zugekommen, der gesagt hat, dass er diesen Glauben auch haben und auf den Namen Jesu getauft werden wolle.

Das haben wir dann auch gemacht. Außerdem kommen regelmäßig zehn bis 15 Flüchtlinge in den Gottesdienst. Zum Teil haben sie einen muslimischen Hintergrund, zum Teil kommen sie aus christlichen Kirchen in Afrika. Und wir bekommen mit, dass Menschen hier Wunder erleben, wenn wir mit ihnen beten; dass Gott ihnen antwortet und Menschen in Träumen begegnet. Wir haben zwei Mal erlebt, dass wir für die Zustellung eines bestimmten amtlichen Papiere gebetet haben, welches dann auch tatsächlich gekommen ist. Zufall? In den Augen der Flüchtlinge eher ein Wunder! Darüber hinaus sehen wir, wo Menschen anfangen, sich für den Glauben zu interessieren. Wir bieten aktuell einen Glaubenskurs an, der von arabischen Christen konzipiert wurde. Dieser Kurs findet in drei verschiedenen Wohnungen statt, so dass wir da sehr gespannt sind, was sich daraus noch entwickeln wird.

„Spannungen und Konflikte bleiben bei solch einer Arbeit sicherlich nicht aus. Welche negativen Erfahrungen habt ihr gemacht?“

Eine wesentliche Erfahrung war, dass wir unterschiedliche Vorstellungen davon haben, wie das Leben funktionieren muss. So erwarten die Migranten fast alle, dass wir, wenn wir einmal Freunde geworden sind, ihre Probleme mit Geld lösen können. Es gibt kein Verständnis dafür, dass in Deutschland gewisse Dinge, etwa ein Visum, nicht mit Geld käuflich sind. Dann entsteht häufig eine Unzufriedenheit mit uns als Freunden. Ein zweites schwieriges Erlebnis war, dass unsere Ehrenamtlichen unterschiedliche politische und glaubenstechnische Vorstellungen haben. Daraus ist ein erheblicher Streit entstanden über die Frage, in welcher Art und Weise wir etwas für die Flüchtlinge tun sollen/müssen/können/dürfen.

Bei alledem ist es sehr hilfreich, sich das biblische Menschenbild vor Augen zu führen. 1. Mose 6,5 sagt: „Der Mensch ist böse von Jugend auf.“ Das gilt sowohl für Christen als auch Nichtchristen, für alte und junge Menschen, für Flüchtlinge und Deutsche. Viele dieser Menschen, die hier sind, sind deshalb hier, weil sie sich egoistisch durchgekämpft haben, weil sie sich vorgedrängt haben, weil sie den letzten Zug bekommen haben oder Ähnliches. Der Flüchtling, der hierhin kommt, ist kein besserer Mensch, aber auch kein schlechterer. Der Mensch ist böse von Jugend auf – aber gleichzeitig eben auch unendlich wertvoll und von Gott geliebt. Wenn wir beides im Blick behalten, laufen wir nicht Gefahr zu idealisieren, sondern blicken der Wahrheit relativ realistisch ins Auge. ■

Die Fragen stellte Christian Enders, Redaktion



Flüchtlinge in der Gemeinde

„Die politische Dimension der Botschaft Jesu hat die Auferstehungsgemeinde in Mainz ganz schön umgekrempelt. Ein Erfahrungsbericht

Vor einigen Wochen fand eine Demonstration direkt vor unserer Kirche statt. Eine rechtsradikale und ausdrücklich fremdenfeindliche Organisation hatte eingeladen, um gegen die „Lügenpresse“ zu demonstrieren. Hundertschaften von Polizisten waren um die Kirche herum postiert. Ein Polizeihubschrauber kreiste über uns. Zeitgleich luden wir zu einer Andacht ein. Vor der Kirche war ein großes Transparent angebracht, auf dem stand: „Jesus sagt: Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.“

Als die Kirchenglocken zur Andacht riefen, war die Sprecherin auf der Demonstration für fünf Minuten nur schlecht zu hören – kein Zufall. Sind wir eine politische Gemeinde? Eigentlich kann man das nicht so sagen. Aber in den letzten Jahren ist etwas mit uns geschehen, und das hängt mit den vielen Flüchtlingen zusammen, die nach Mainz gekommen sind. Es begann damit, dass in unmittelbarer Nähe zur Kirche eine Flüchtlingsunterkunft eingerichtet wurde. Einzelne Gemeindeglieder begannen Deutschunterricht anzubieten, im Advent luden wir die Bewohner zu einer großen Adventsfeier in das Gemeindehaus ein. Es ergaben sich Kontakte – am Anfang besonders zu einem iranischen Ehepaar. In ihrem Gefolge stießen immer mehr Iraner zu uns.

Sie besuchten den Gottesdienst, nahmen an Glaubenskursen teil und viele von ihnen kamen in den Hauskreisen der Gemeinde unter. In diesem Jahr wurden in der Osternacht vier junge Iraner getauft.

Sind wir eine politische Gemeinde? Ich würde sagen, das Evangelium hat immer auch eine politische Dimension. Durch die Begleitung von Asylbewerbern erleben wir die Probleme unseres Asylrechts hautnah. Wir erleben die (langsame) Arbeit der Behörden, die Diskrepanz zwischen den Aussagen der Politiker und der Realität in den Ämtern. Wir haben zu tun mit sehr verständigen Mitarbeitern des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge, aber auch mit großen Vorurteilen und zum Himmel schreiender Ungerechtigkeit. Wir haben eine Frau in letzter Sekunde vor der Abschiebung bewahrt und einen jungen Afrikaner für drei Monate im Kirchenasyl untergebracht. Nach einer dreijährigen Flucht sollte er nach Bulgarien abgeschoben werden, wo er bereits Schlimmes erlebt hatte.

Durch die Begleitung von Dutzenden von (christlichen und nicht-christlichen) Asylbewerbern haben wir gelernt, dass der Glaube an Jesus auch bedeutet, den Fremden beizustehen, weil sie sonst unter die Räder kommen. Und so feiern wir es auch mit der ganzen Gemeinde, wenn ein Asylbewerber aus dem Iran, der seit drei Jahren in Deutschland ist – inzwischen Küster in unserer Gemeinde – nach ursprünglicher Ablehnung in einem Gerichtsverfahren seine Anerkennung als Asylbewerber erhält. All das hat dazu geführt, dass die Gemeinde bunter geworden ist und die politische Dimension der Botschaft Jesu neu in den Blick genommen hat. Dafür bin ich sehr dankbar. ■

Jens Martin Sautter, Pfarrer der Auferstehungsgemeinde Mainz



Den Menschen in der Masse sehen

„Auch in Passau helfen SMDler in der Erstaufnahmeeinrichtung mit

Etlliche SMDler im ganzen Land sind momentan in der Flüchtlingsarbeit engagiert. Manchmal unter dem „Label“ der SMD oder eines Schülerbibelkreises, meistens aber als Einzelpersonen. Ein Hochschulort, in dem lange Zeit besonders viele Flüchtlinge ankamen, ist Passau. Wir haben Annelie Bottesch aus der örtlichen SMD-Hochschulgruppe um einen Erfahrungsbericht gebeten.

Was würde Jesus tun? Herauszufinden, was das ist, ist nicht immer einfach – besonders bei der Flüchtlingsfrage ging mir das so. Eine Sache, die mich je-

doch von Anfang an bewegte, war die große, akute Not der frisch in Deutschland Angekommenen. So sagte ich auch sofort zu, als eine gute Freundin mich fragte, ob ich in einer Erstaufnahmestelle in Passau bei der Essensausgabe helfen wolle. Wir verteilten Essen, warmen Tee, Kleidung, Hygieneartikel und versuchten, die teils langen Wartezeiten zu verkürzen, indem wir eine Kindermalecke einrichteten. Hier haben auch Erwachsene teilweise kunstvolle Zeugnisse ihrer leidvollen Erfahrungen, aber auch ihrer Dankbarkeit geschaffen.

Begeistert von dem Gefühl, tatsächliche Hilfe leisten zu können, haben wir dann als „Helferkoordinatoren“ mehr Verantwortung übernommen und dabei eng mit der Organisation „Passau verbindet“ und der Bundespolizei zusammengearbeitet. Dabei haben wir nicht mehr nur in den zahlreichen Flüchtlingen, sondern auch in den uns tatkräftig unterstützenden Polizisten den einzelnen Menschen gesehen. Was blieb, war die Hilfe direkt am Menschen: Sei es in einer Atempause ein offenes Ohr für Fragen von orientierungslosen Neuankömmlingen zu haben oder ein eingeklinktes Kind neu einzukleiden. Christliche Nächstenliebe war der Grund, weshalb wir immer wieder zurückkehrten. ■

Annelie Bottesch studiert im 3. Semester Sprach- und Textwissenschaften in Passau.

